

Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz 2023

NINO HARATISCHWILI



Carl-Zuckmayer-Medaille ■
■ des Landes
Rheinland-Pfalz 2023 ■
NINO HARATISCHWILI

**Carl-Zuckmayer-Medaille
des Landes Rheinland-Pfalz 2023
NINO HARATISCHWILI**

**Carl-Zuckmayer-Medaille
des Landes
Rheinland-Pfalz 2023**

NINO HARATISCHWILI
Eine Würdigung



18. Januar 2023 im Staatstheater Mainz

Inhaltsverzeichnis

<i>Ministerpräsidentin Malu Dreyer: Wir ehren Nino Haratschwili</i>	9
<i>Maia Panjikidze: Laudatio auf Nino Haratschwili</i>	17
SchauspielerIn trifft DramatikerIn	27
<i>Nino Haratschwili: Dankesrede</i>	35
Nino Haratschwili: Biografie	44
Carl-Zuckmayer-Medaille: Preisträgerinnen/Preisträger, Jury	45



Ministerpräsidentin Malu Dreyer
Wir ehren Nino Haratischwili

Guten Abend meine sehr geehrten Herren und Damen, liebe Gäste, ich freue mich sehr, dass Sie alle da sind. Sie, liebe Nino Haratischwili, begrüße ich zuvorderst! Sie sind der Grund, weshalb wir heute Abend zusammengekommen sind. Heute am 18. Januar.

Es ist gute Tradition, dass wir immer den Zuckmayer-Preis am Todestag des großen Carl Zuckmayer verleihen. Dass wir auch dieses Jahr wieder hier im Mainzer Staatstheater sind – dafür danke ich Ihnen, lieber Markus Müller, von Herzen. Mit dem Werk der großartigen Nino Haratischwili, das vom Theater bis zur Prosa reicht, kommt die ganze Kunst dieses wunderbaren Hauses zum Vorschein. Mein herzlicher Dank gilt auch allen am Gelingen des heutigen Abends Beteiligten, vor und hinter den Kulissen, sowie der Moderatorin, Musikerin und Schauspielerin Katharina Uhland aus Ihrem Ensemble.

Es ist so schön, dass in unserem Land die Türen der Kultur wieder geöffnet sind und die Menschen wieder in den vollen Genuss unserer vielfältigen Kulturlandschaft kommen. Wir sehen dabei leider auch, welche Spuren die Pandemie hinterlassen hat: Viele haben ihre Gewohnheiten verändert. Kulturveranstaltungen zu besuchen steht bei vielen oft nicht lange im Voraus fest. Dies macht Kulturschaffenden die Planung ihrer Veranstaltungen schwer. Auch die gestiegenen Preise machen Kultureinrichtungen zu schaffen.

Als Landesregierung wollen wir, dass „Kultur für alle“ und „Kultur überall“ in Rheinland-Pfalz fester Teil unseres Lebens bleibt. Deswegen unterstützen wir. Wir haben schon erfolgreich Kulturbetriebe in ihrem Organisationswandel gefördert oder da geholfen, hauptamtliche Strukturen zu schaffen, wo Kultur vorrangig über Ehrenamt getragen wurde.

Kulturpolitik auf der Höhe der Zeit heißt, dass wir über das Heute hinausdenken und die Zukunft für Kultur sichern; dass wir Strukturen schaffen, die robust und wegweisend sind. Was Rheinland-Pfalz für eine gute Zukunft der Kultur braucht? Nur zusammen mit Künstlern, Künstlerinnen und Kulturschaffenden können wir kluge Antworten auf diese Strategiefrage finden.

Ich freue mich deswegen, dass sich schon so viele von ihnen mit weitem Blick, großer Erfahrung und tiefem Wissen eingebracht haben und noch werden. Denn davon lebt der Kulturentwicklungsplan, der dieses Jahr volle Fahrt aufnimmt. Es geht um die Grundfragen der Kulturpolitik und Kulturförderung unseres Landes. Ich freue mich, dass heute Abend viele politische Verantwortungsträger und Verantwortungsträgerinnen gekommen sind. Für sie alle begrüße ich stellvertretend den Präsidenten des rheinland-pfälzischen Landtags Hendrik Hering.

Heute Abend ehren wir eine große Dramatikerin, Romanautorin und Weltliteratin. Mit Nino Haratischwili zeichnen wir eine sprachmächtige Autorin aus, die Haltung mit dem Mut zum großen Erzählen verbindet. Die Geschichten, die in Tbilissi oder Hamburg spielen, sind Erzählungen einer warmherzigen und ehrlichen Gastgeberin. Die diesjährige Preisträgerin kennt die Heimat im Plural. Nino Haratischwili ist eine beständige Grenzgängerin zwischen den Kulturen Georgiens und Deutschlands. Bemerkenswert ist, dass ihre Werke vom Deutschen ins Georgische übersetzt werden.

Ich begrüße herzlich Maia Panjikidze. Sie ist Hochschulprofessorin und Germanistin und hat das jüngste Werk von Nino Haratischwili ins Georgische übersetzt. Abseits ihrer akademischen Laufbahn war sie Politikerin, Diplomatin und von 2012 bis 2014 georgische Außenministerin. Ihr Herz schlägt bis heute für das Politische. Ich freue mich sehr, dass Sie heute da sind, liebe Maia Panjikidze! Mit Ihnen haben wir eine Laudatorin gewonnen, die auf das Engste mit dem Werk und mit dem Land verbunden ist, in dem die diesjährige Preisträgerin aufgewachsen ist, die deutsche Sprache für sich entdeckt und ihre Anfänge im Theater gefunden hat – mit einer von ihr gegründeten deutsch-georgischen Gruppe. Seitdem baut Nino Haratischwili unermüdlich kulturelle Brü-

cken zu Georgien, das ein fester Teil Europas und ein wunderschönes Land ist. Ich begrüße Sie herzlich und mit Ihnen den Generalkonsul von Georgien, Giorgi Tabatadze.

Dass die Zuckmayerpreis-Jury Nino Haratischwili vorgeschlagen hat, hat mich persönlich sehr gefreut. Die Jury-Vorsitzende – Kulturministerin Katharina Binz – ist heute Abend unter uns. Ich grüße Sie und mit Ihnen alle anwesenden Jury-Mitglieder herzlich. Darunter Günter Beck, den Vorsitzenden der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft und Bürgermeister der Stadt Mainz.

Ich freue mich, dass auch weitere Mitglieder des Kabinetts meiner Landesregierung heute Abend unter uns sind. Auch begrüße ich die ehemaligen Zuckmayer-Preisträger Rafik Schami (2022) und Thomas Brussig (2006). Schön, dass Sie da sind!

Nino Haratischwili ist zweifelsfrei einzigartig in ihrer Generation von Autoren und Autorinnen. Das hat das filmische Porträt eindrucksvoll gezeigt. Für die Ausschnitte aus dem Film „Georgien hat mich nie verlassen“ danke ich Eva Gerberding von ARTE/Radio Bremen.

Aus dem Werk der diesjährigen Zuckmayer-Preisträgerin spricht ein tiefes Verbunden-Sein mit den Menschen, mit der Historie und mit der Welt. In ihren Büchern und Theaterstücken entfaltet sich das ganze Panorama menschlicher Freude und menschlichen Leids. Ihr Blick hat 360 Grad – und mehr. Wahre Rundgemälde sind ihre Geschichten. Dabei gibt es keine Weichzeichner und keine Unschärfen.

Höfe in Tbilissi, dem ehemaligen Tiflis, zum Beispiel – in ihrer Erzählung sind sie Orte voller Begegnungen. Die Höfe und Laubengänge sind Orte, in den Menschen Freude finden, sich aushelfen und als Gemeinschaft zusammenleben. Miteinander verbunden sein beginnt direkt vor der eigenen Haustür. Im Buch „Das mangelnde Licht“ ist der Hof der Rebengasse 12 aber noch mehr: Er ist ein Organismus, der sich selbst erhält und Gesellschaft widerspiegelt. Der Hof ist ein Staat im Staat.

Einer, wie Nino Haratischwili schreibt – ich zitiere – „auf den ersten

Blick vorbildlich sozialistischer. Alle waren gleich [...], aber natürlich war auch das nur eine Scheinrealität.“

Nino Haratischwili ist eine herausragende Geschichtenerzählerin. Sie sucht das Große und das Extreme. Dabei zeichnet sie auch das Kleine in den Tragödien des Lebens nach. Bildstark und schonungslos zeigt sie, wie Menschen leben und überleben. Wie sie widrigsten Bedingungen trotzen und dennoch Mensch bleiben.

In „Das mangelnde Licht“ ist das erste Kapitel mit dem Wort „Wir“ überschrieben. Ich darf verraten, dass mich schon die ersten Seiten dieses einzigartigen Epos' berührt haben und mich die vier Freundinnen bis zum Ende nicht mehr losgelassen haben. Keto, Nene, Ira und Dina sind ein WIR, das alles überdauert: den Krieg in Georgien, das Verloren-Sein und die Frage nach dem Wie-Weiter.

Der Mensch bekommt bei Nino Haratischwili die große Bühne. Leidenschaftlich lässt sie ihre Figuren ganze Welten entwerfen und ihre eigene Sprache sprechen. Sie nimmt uns mit in das Leben von Keto, Maruja und Brilka. Mit ihnen lernen wir Tschetschenien, Deutschland und Georgien mit ihren Augen zu sehen. Nino Haratischwili nimmt uns mit in Winkel, die wir vorher nicht gekannt haben. Vielleicht weil wir vorher nicht da waren oder: weil wir da waren, aber blinde Flecken hatten.

Nino Haratischwili ist eine Stimme Osteuropas, die dringend gehört werden muss. Sie erzählt Freiheit als große generationsübergreifende Geschichte der Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Mit ihren Romanen wie „Das achte Leben“ entdecken wir das Suchen und Finden von Identität und Unabhängigkeit in postsowjetischen Staaten neu. Und mehr: Durch ihr Werk fordert sie uns auf, die Perspektive osteuropäischer Länder wahrzunehmen und verstehen zu lernen.

Wenn wir bei ihr lesen: von „blutüberströmten Straßen“ in Tbilissi nach dem 9. April 1989 und von der brutalen Gewalt des Bürgerkriegs; vom Schlange-Stehen für Benzin und von täglichen Stromausfällen, die den Takt des Alltags vorgeben; wenn wir das alles bei ihr lesen, dann erscheinen ihre Romane erschreckend aktuell; dann sehen wir heute,



wie Ukrainer und Ukrainerinnen leiden und zugleich dem Angriff Putins entgegenstehen, mit allem, was sie haben. Sie brauchen weiterhin unsere volle Unterstützung. Putin darf seine Ziele nicht erreichen.

Auf der Suche nach Schutz sind allein im letzten Jahr mehr als 57.000 Menschen zu uns gekommen, davon rund 44.000 Ukrainer und Ukrainerinnen. Wir sind Zeugen einer der größten Vertreibungen seit dem Zweiten Weltkrieg. Dass wir so viele Menschen, darunter viele Kinder und Jugendliche, in unserem Bundesland aufnehmen, ist eine Frage der Menschlichkeit. Ich bin dankbar und stolz, dass Menschen in unserem Land ihre Herzen und Türen öffnen.

Mir ist dabei bewusst, dass die Aufnahme von allen viel abverlangt – von Geflüchteten genauso wie von uns als Gesellschaft. Es ist nicht alles

leicht. Aber wir in Rheinland-Pfalz sind eine Gesellschaft der Einwanderung mit einer langen, langen Geschichte und mit viel Integrations- erfahrung. Schon Carl Zuckmayer hat unser Land die „Völkermühle Europas“ genannt. Wir wissen, Integration gelingt nur gemeinsam. Es liegt an jedem und jeder Einzelnen von uns, ob wir uns respektvoll be- gegnen, ob wir gegenseitig zuhören und gemeinsam das herausfinden, was uns verbindet. Menschlich zu sein, menschlich zu bleiben – das liegt an uns!

Nino Haratischwili erinnert uns daran, dass alles menschengemacht ist. Bei ihr gibt es keinen Weltenlauf. Die Welt, die ihre Protagonisten und Protagonistinnen erleben, ist menschengemacht – der rußschwarze Krieg genauso wie das feste Band der Freundschaft. Die großen Frauen- figuren in ihren Werken leben uns vor, dass zu jeder Zeit Kultur und Sprache zum menschlichen Dasein gehören und das Mensch-Sein aus- machen. Da ist zum Beispiel die Großmutter von Keto: Babuda eins, die in der deutschen Sprache und Kultur Zuflucht, Trost und Wärme findet; die schon als junge Frau alles einatmete – von Grimm über Goethe bis Hölderlin; die ihren eigenen Kosmos fand mitten in einer Welt, in der Deutsch als Sprache der Feinde galt.

Für alles findet die diesjährige Preisträgerin Worte; für Macht in all seinen Färbungen. „Die Katze und der General“ (2018) buchstabiert die schrecklichen Verbrechen während des Tschetschenienkriegs aus. „Das mangelnde Licht“ (2022) zeigt, wie gewaltsam, blutig und dunkel das Leben in Georgien während seiner Umbrüche in den späten 80ern und während der 90er Jahre war. Und dann ist in all dem Dunkel immer wieder das kleine Licht – einer Taschenlampe oder einer Kerze. Macht ist bei Nino Haratischwili auch hell. Sie flackert auf und leuchtet, wenn Menschen zusammenkommen, sich auflehnen und gemeinsam für sich einstehen. Bei ihr findet Menschlichkeit eine eigene Sprache.

Das Menschliche in unmenschlichen Zeiten, die Zuversicht im Hoff- nungslosen, das Helle im Dunkeln – in ihren Geschichten geht das Licht nie aus. Darin ist sie dem großen Carl Zuckmayer sehr ähnlich. Auch er schaut in seinen Werken als optimistischer Menschenfreund auf seine Heimat. Nino Haratischwili verbindet mit Carl Zuckmayer

noch mehr: Beide blicken mit einer gewissen Distanz schonungslos und liebevoll zugleich auf die eigene Heimat.

Die Carl-Zuckmayer-Medaille ist die höchste kulturelle Auszeichnung unseres Bundeslandes. Sie zeichnet besondere Verdienste an der deut- schen Sprache aus.

Ich glaube, Carl Zuckmayer würde hochofren sein: Auf die Frage eines Journalisten, wie es mit der dramatischen Literatur im Osten aussehe, sagte er 1965, dass er nur wisse, dass Brecht im Osten am besten ge- spielt würde und er brenne, mehr von jungen Dramatikern aus dem Osten zu erfahren. Dank Nino Haratischwili reicht unser Horizont heu- te weit über Ostberlin hinaus. Sie ist eine der großen Erzählerinnen unserer Zeit und unserer Welt!

Ich freue mich sehr, liebe Nino Haratischwili, Ihnen den Preis zu verleihen: Für Ihre großen Geschichten voller Erzählkraft erhalten Sie den diesjährigen Zuckmayer-Preis.

Ich gratuliere Ihnen von Herzen und darf Ihnen die Carl-Zuckmayer- Medaille überreichen!



Maia Panjikidze
Außenministerin a.D. von Georgien
Laudatio auf Nino Haratischwili

Sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin, verehrte Gäste, liebe Nino, in Mainz, in der Stadt, wo in ferner Vergangenheit einst Gutenberg den Buchdruck erfunden hat, wird heute Nino Haratischwili mit der Carl-Zuckmayer-Medaille ausgezeichnet. Was für eine Freude – nicht nur für sie, sondern für uns alle, für das ganze Georgien, das wie jedes kleine Land besonders stolz ist auf seine Menschen – ob Sportler, Musiker, Künstler, Wissenschaftler, Modedesigner und natürlich auch auf die Schriftsteller, die international erfolgreich sind. Ein Ausdruck dieser Freude ist es, dass sogar das öffentlich-rechtliche Fernsehen aus Tiflis gekommen ist, um dem ganzen Land von diesem besonderen Ereignis zu berichten; Nino Haratischwilis georgischer Verleger hat auch nicht gezögert, nach Mainz zu kommen und die Freude mit ihr zu teilen.

Nino war 14 Jahre alt, als ich sie kennengelernt habe. Damals, Mitte der 90er, arbeitete ich in der georgischen Botschaft in Bonn. Uns erreichte die Nachricht, dass eine Schülergruppe der 6., sogenannten deutschen Schule aus Tiflis nach Bremen gekommen sei, um dort in ihrer Partnerschule ein Theaterstück aufzuführen. Als ehemalige Lehrerin der 6. Schule habe ich die Gelegenheit nicht missen wollen, die Schüler persönlich zu begrüßen, und bin nach Bremen gereist. Kurz davor hatten die Bremer Schüler Georgien besucht und das uns gut bekannte Stück von Bertolt Brecht „Der Kaukasische Kreidekreis“ aufgeführt. Die Lehrer hatten die schon im frühen Alter durch Schreibtalent und gute Deutschkenntnisse ausgezeichnete Nino ermutigt, für den Gegenbesuch in Deutschland ein Stück zu schreiben und das gleich auf Deutsch. So entstanden die von ihr gegründete Schülertheatertruppe mit dem romantischen Namen „Fliegertheater“ und ihr erstes Stück „Das Gästezimmer“, in dem nur Mädchen mitwirkten – die Jungs wollten vor lauter Scham nicht mitspielen. Wie Nino erzählt, haben sie und ihre Freundinnen mit einem Budget von 5 Lari mit auf dem Flohmarkt ge-



kauften Utensilien und Kleidung von Müttern und Omas das Stück aufgeführt und für die Premiere in ihrer heimischen Schule sogar Karten verkauft, um in der damaligen im Chaos versunkenen, durch die Bürgerkriege erschöpften, kalten und dunklen Stadt Geld für einen Stromgenerator zu sammeln.

Als ich Nino Haratischwili viele Jahre später wieder traf, war sie bereits eine international gefeierte Schriftstellerin, Dramatikerin und Regisseurin. Autorin der Bestseller „Juja“, „Mein sanfter Zwilling“, „Die Katze und der General“ und natürlich „Das achte Leben. Für Brilka“, das ich kurz davor mit großem Interesse gelesen hatte.

Daher nahm ich das Angebot des Verlags „Intelekti“ – Ninos georgischen Verlegers – mit Begeisterung an, ihren neuesten, noch nicht veröffentlichten Roman „Das mangelnde Licht“ aus dem Manuskript zu übersetzen und machte mich sofort an die Arbeit.

Wahrscheinlich hat jeder Übersetzer eine ausgearbeitete Strategie, wie er an einen Text herangeht. Ebenso ein Ziel, die Aussage des Originals in seine Sprache möglichst treu zu übertragen und dem Buch gleichzeitig die Eigenschaften seines kulturellen Raums nicht wegzunehmen. Ich habe gar nicht vor, Sie mit Übersetzungstheorien zu langweilen und fasse mich kurz. Der Leser eines übersetzten Buches sollte spüren, ob er ein deutsches Buch liest oder ein englisches, ein japanisches oder ein italienisches. Auch wenn er es in seiner Muttersprache liest, sollte ihn das sprachliche Gewebe des Originals umhüllen und der kulturelle Kontext, in dem das Buch entstanden ist, sollte ebenso präsent sein. Aber der Fall von Nino und ihrer Romane ist ja ein besonderer – sie ist Georgierin, verfasst ihre Texte auf Deutsch und schreibt überwiegend über Georgien. Übrigens, ich habe in den georgischen Medien kaum ein Interview mit Nino gesehen, in dem sie nicht gefragt wird, wer sie denn nun sei – eine georgische Autorin oder eine deutsche, oder eine georgische Schriftstellerin, die auf Deutsch schreibt. Keine einfache Frage! Diese einzigartige Konstellation ließ mich meine bisherige Übersetzungsstrategie überdenken und beeinflusste auch mein Ziel: Ich habe mir vorgenommen, den von einer Georgierin über Georgien auf Deutsch verfassten Roman in ein georgisches Buch zu verwandeln – das war die

größte Herausforderung während der Arbeit, die mir aber auch enormes Vergnügen bereitete.

Die Situation war auch aus einem anderen Grund außerordentlich und fordernd: Die Autoren, die ich bis dato übersetzt hatte, können meine Übersetzung nicht lesen. In diesem Fall war es aber anders, was meine Aufgabe sowohl erleichterte als auch erschwerte. Erleichterte, weil ich Nino in meinen Arbeitsprozess mit einbeziehen durfte. Ich konnte sie fragen, wenn mir etwas nicht klar war und sie um Hilfe bitten. Erschwerte aber deshalb, weil der Autorin die Übersetzung ins Georgische besonders am Herzen liegt, weil sie nicht minder aufgeregt ist wie ein Musiker, den die Begegnung mit dem heimischen Publikum emotional in einer ganz anderen Weise herausfordert und nah geht; weil sie möchte, dass die Übersetzung ins Georgische ausgesprochen gut wird, glaubhaft und überzeugend. Und sie kann auch überprüfen, ob das dem Übersetzer gelungen ist. Die Übersetzung in ihre Muttersprache ist ja auch und vor allem die Rückkehr der Autorin und ihrer Protagonisten nach Hause. Ihr auf Deutsch geschriebenes georgisches Buch soll ja zu einem georgischen Buch werden.

Sicher kennen Sie das Gefühl – wenn man ein spannendes Buch liest, beim Lesen einschläft und am nächsten Morgen, gleich nach dem Aufwachen es kaum erwarten kann, weiterzulesen, weil man sofort an die Romanhelden denken muss und möglichst schnell erfahren will, wie es ihnen ergangen ist. In diesem Zustand habe ich fast ein Jahr verbracht. Ich lebte in diesem Buch, ich lebte mit diesem Buch, ich tauchte ein in sein Universum, das mir heimisch und vertraut war und ich konnte kaum erwarten, zu erfahren, was die Mädels und Jungs, die mittlerweile meine eigenen geworden waren, getan oder gelassen haben, was ihnen widerfahren ist. Manchmal, wenn ihr Abenteuer mich überraschte, schrieb ich Nino, um zu fragen: wie konnte sie oder er nur dies und das tun, wieso hat er oder sie geglaubt, damit würde man durchkommen; was ist denn in sie gefahren usw. Nino lachte und sagte, tja, so ist das Leben.

Apropos Leben – unser Leben in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts – die Geburt des unabhängigen Landes, die ersten Schritte

Georgiens auf dem Weg zur Demokratie und Freiheit – wie bereits erwähnt – Chaos, kein Strom, kein Wasser, Kälte, Dunkelheit, Warteschlangen fürs Brot und, als ob das nicht genug wäre, der Bürgerkrieg, bewaffnete Konflikte und die durch den von Russland gegen Georgien geführten Krieg verlorenen Gebiete: das ist der Hintergrund dieses fulminanten Romans und der Geschichte der Freundschaft von vier Frauen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Aber Georgien ist nicht bloß Hintergrund – Georgien ist die Hauptfigur dieses Epos, es wird seine Geschichte erzählt, grandios, spannend, mit unglaublicher Dramaturgie, erzählt durch mitunter unfassbare Geschichten der Protagonisten, erzählt mit Liebe, Mitgefühl, Zuwendung, Wärme, Sanftheit und Zärtlichkeit; so wie man nur die eigene Geschichte erzählen kann.

In Ninos Romanen ist der Erzähler nie sichtbar – die Figuren erzählen ihre Geschichten selbst. Die Autorin vertraut ihnen, mischt sich nicht ein, beobachtet ihr Leben wie ein Theaterregisseur seine Bühnenfiguren. Und die Protagonisten – die wichtigsten – sind in der Regel Frauen – tapferer, mutiger, leidenschaftlicher, durchsetzungsfähiger als Männer, wahrscheinlich, weil sie keine Scheu haben, im Hier und Jetzt zu leben, keine Angst haben, sich dem wahren Leben zu stellen. Sie überzeugen durch ihre Entscheidungen, durch ihre Taten, sie sind aufrichtig, ehrlich, voller Energie, Lebens- und Freiheitslust. Ihre Individualität und Stärke lässt sie den Herausforderungen Stirn bieten: In einer von Männern dominierten Realität suchen sie nach einer besseren Version ihres eigenen Ich und in den meisten Fällen erreichen sie auch ihr Ziel, oft sogar verlassen sie das Schlachtfeld des Lebens als Siegerinnen.

„Das mangelnde Licht“ erschien in den deutschen Buchläden am 26. Februar 2022. Zwei Tage nach dem Kriegsbeginn in der Ukraine. Der brutale Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine dauert nach elf Monaten immer noch an. In einem Interview sagte Nino, während der Lesereise habe man sie mehr über den Krieg ausfragen wollen, als zum eigentlichen Inhalt ihres Romans. Wahrscheinlich deshalb, weil sie aus einem Land kommt, das die russische Aggression nur zu gut kennt und so besser nachvollziehen kann, wie es den Menschen in der Ukraine geht. Putins menschenverachtender Krieg hat nicht nur die Sicherheits-

architektur der Welt völlig verändert, sondern auch die Illusion zu nichte gemacht, die nach dem Kalten Krieg auf der Grundlage der Zusammenarbeit und Integration aufgebaute Beziehung zwischen dem Westen und Russland könne Stabilität, Frieden und demokratische Entwicklung in der Welt garantieren. Die Ukraine erzielte, was unvorstellbar schien, einen Paradigmenwechsel in der Weltpolitik. Der Westen blickt nun aus einer neuen Perspektive und mit anderen Augen auf unseren Teil der Welt. Dieser Krieg ist unser aller Krieg, den die Ukraine nicht nur zur Verteidigung gegen russische Aggression führt, sondern auch, um aus dem Teufelskreis der falschen Werte auszubrechen, genauso, wie die Protagonisten von Haratischwilis Werken versuchen, die Enge und Ausweglosigkeit ihres Daseins zu überwinden. Ihre eingeschränkte, dunkle, auf Gewalt, Waffen, Korruption und Lüge gegründete, verseuchte Umgebung ist eine Parabel für das ganze Land. Aus ihr auszubrechen, dem zu entkommen, ist der einzige Weg zur Freiheit und dementsprechend zum Glück und zu mehr Licht. Das mangelnde Licht, dieses faszinierende Buch, hat die alten Wunden wieder aufgerissen und bluten lassen im Land, in dem Russland 20 Prozent des Gebiets immer noch okkupiert, wo hunderttausende Vertriebene nur noch von der Hoffnung leben heimzukehren, wo Russland die Grenzmarkierungen fast jeden Tag zu seinen Gunsten verschiebt und somit seinen Einflussbereich vergrößert, wo Menschenraub an der Demarkationslinie zum Tagesgeschäft gehört. Die Frontlinie des Krieges in der Ukraine verläuft auch in Georgien. Wir befinden uns ebenfalls im Dauerkrieg, auch der Begriff hybrider Krieg ist uns geläufig, unser tägliches Erleben. Heute brauchen wir mehr denn je die Unterstützung unserer westlichen Partner und Verbündeten auf dem Weg zur demokratischen, friedlichen und freiheitlichen Entwicklung. Heute sieht die Welt klar und deutlich, was es bedeutet, Opfer der russischen Aggression zu sein oder zu werden. Nino Haratischwili leistet einen großen Beitrag auch in dieser Hinsicht. Sie hat mit ihren Texten das Wesentliche erreicht – das Mitgefühl zu und das Verständnis für Georgien verstärkt. Sie hat unseren Zustand für den westlichen Leser greifbar und nachvollziehbar gemacht.

Um die Ereignisse der Zeitenwende so meisterhaft darzustellen, wie Nino Haratischwili es in ihren Romanen macht, bedarf es offensichtlich

Distanz – einer zeitlichen und einer räumlichen, manchmal aber auch einer sprachlichen. In einem Interview sagt Nino, sie habe aus pragmatischem Grund begonnen, auf Deutsch zu schreiben. Sie habe in Hamburg ein Stück als Abschlussarbeit verfassen müssen und habe gedacht, es würde zeitraubend und umständlich sein, es zuerst auf Georgisch zu schreiben und dann ins Deutsche zu übersetzen. Heute hätte sie es nicht mehr riskiert, fügte sie hinzu. Für uns alle ist es ein Geschenk, dass sie es damals gewagt hat und was vor Jahren als Experiment angefangen hat, zu ihrem Markenzeichen gemacht: dem Inhalt die Form der deutschen Sprache perfekt anzupassen und dabei die eigene Identität nicht zu verlieren.

Die Carl-Zuckmayer-Medaille wird für die Verdienste um die deutsche Sprache und um das künstlerische Wort verliehen. Heute wird eine Autorin ausgezeichnet, deren Muttersprache Georgisch ist, das Deutsche aber die Sprache, in der sie schreibt. In seinem Essay „Zu einem Sprachproblem“ schrieb Friedrich Dürrenmatt, ebenfalls Preisträger der Carl-Zuckmayer-Medaille, „Berndeutsch ist meine Muttersprache, Deutsch,



verstanden als Hochdeutsch ist demnach meine Vatersprache“. Frei nach Dürrenmatt könnte man meinen, Ninos Muttersprache ist Georgisch, Deutsch ihre Vatersprache, keinesfalls eine Fremdsprache. Vielleicht gerade deshalb ist ihr Deutsch so besonders, so anders, ästhetisch, mystisch, ehrlich, darin entdecke ich oft Spuren ihrer Muttersprache. Und wenn wir der These von Wilhelm von Humboldt heute noch glauben, dass „die wahre Heimat des Menschen eigentlich die Sprache ist“, so hat Nino zwei Heimaten – Georgien und Deutschland, ihre literarische Heimat ist aber die Deutsche Sprache.

Übrigens, Carl Zuckmayer soll gesagt haben, eine Laudatio sei ein Nachruf bei Lebzeiten. Wahrscheinlich meinte er, dass das aufrichtige Lob lebenden Autoren, dazu noch solch jungen, in der Regel nicht gegönnt wird. Liebe Nino, die beste Laudatio deines Schaffens ist das überwältigende Interesse deiner Leser und ihre Zuneigung. „Das mangelnde Licht“, ebenso wie alle anderen Bücher von Dir, war in Georgien gleich am ersten Tag ausverkauft. Die, die es nicht ergatterten konnten, haben eine Facebook-Gruppe gebildet mit dem Namen: Hier versammeln sich die, die das Buch nicht bekommen haben. Ein glücklicher Besitzer aber schrieb: „Das mangelnde Licht habe ich in zwei Tagen verschlungen und ich sehne mich gleich wieder nach ihm. Es ist ein großes Requiem für die verlorene Generation, die Hundejahre, Einsamkeit und Freundschaft, ein Panorama des Schmerzes, der Leere, ewiger Dämonen in uns und des Verwüstungsdrangs der Menschen. Die Leidenschaft der Protagonisten hat antikes Ausmaß, ich habe jede Farbe, jeden Duft und jeden Geschmack dieses Buches gespürt und kann nicht satt werden. Jetzt liest meine Mutter das Buch und ich sehe, wie sie zu Tränen gerührt ist. Als ich den Roman zu Ende gelesen hatte, überkam mich das gleiche Gefühl, wie nach dem Schlussakkord einer großen Sinfonie.“ Leserbriefe wie diese gibt es viele. Liebe Nino, auch mir sind keine Lobesworte zu viel. Ich bewundere dein Talent, deine grenzenlose Fantasie, deine außerordentliche Erzählkunst, deine raffinierte Ästhetik, deine enorme Bildkraft, deine beeindruckende Komplexität. Du hast geschafft, wovon wir – die Begründer und ersten Lehrer der oben genannten deutschen Schule in Tiflis – geträumt haben: eine perfekte Symbiose des georgischen Talents und des deutschen Fleißes, einen wahren Dialog der Kulturen.

Liebe Nino, ich gratuliere Dir von Herzen zu dieser wohlverdienten Auszeichnung und zu einem außergewöhnlichen Geschenk – Wein aus Nackenheim, dem Geburtsort Zuckmayers. Es kann kein besseres Geschenk geben für eine Schriftstellerin, die aus Georgien, der Heimat des Weins, kommt.



Schauspielerin trifft Dramatikerin

Katharina Uhland:

Wie ist das, wenn Texte, die du schreibst, plötzlich zu Fleisch und Blut werden?

Nino Haratischwili:

Herrlich! In den meisten Fällen herrlich! Und das ist, glaube ich, auch der Grund, warum ich überhaupt zu schreiben anfing, oder zum Theater gekommen bin. In meinen Teenagerjahren – ich hatte keine Ahnung vom Theater – bin ich zufällig reingeraten, auf Anraten meiner Lehrer und aufgrund meines Fleißes, weil ich so gut Deutsch sprach. Ich war fasziniert und fand es großartig, dass die Texte plötzlich zum Leben erwachen, ja, dass sie irgendwie mit Fleisch und Blut gefüllt werden. Das hat mich fasziniert. Ich glaube, das war der Moment, in dem ich Blut geleckt und angefangen habe, mich ein bisschen ernsthafter fürs Theater zu interessieren; Theater zu gucken und mir die Sachen anzueignen. Ich war wirklich sehr naiv und bin sehr unbedarft reingeschlittert. Aber ich glaube, das war die wichtigste Erkenntnis und die größte Faszination.

Katharina Uhland:

Du inszenierst deine Texte nicht immer selber: Ist es Dir schon einmal passiert, dass Du zu einer Probe oder einer Premiere gekommen bist und dachtest: Ach du meine Güte, die haben alles falsch verstanden. Gab es schon mal solche Aha-Erlebnisse, so einen Schreck?

Nino Haratischwili:

Es gab schon Situationen, in denen ich dachte: Ok! Ich weiß nicht, was das ist, aber gut, kann man auch so machen [schmunzelt]. Aber ich bin von Beruf eigentlich Regisseurin. Das heißt, ich habe gelernt, dass Regie, dass Theater grundsätzlich interpretatorische Kunst ist. Sprich, es ist klar, dass sie es so machen dürfen und sollen, wie sie es eben sehen und welche Vision sie haben. Bei Uraufführungen ist es natürlich ein bisschen wünschenswerter, dass nicht unbedingt eine Collage, ein

Fremdtext entsteht. Aber sonst finde ich es eigentlich total spannend. Werktreue ist sowieso ein sehr streitbarer Begriff, finde ich – gerade im Theater. Es gibt vielleicht 200 Versionen von „Hamlet“ – die würden wir ja nicht schauen, wenn es jedes Mal dasselbe wäre. Eigentlich bin ich sogar sehr offen für Interpretationen und versuche, mir nicht zu genaue Vorstellungen zu machen, wie etwas umgesetzt werden soll. Übrigens geht es mir nicht anders, wenn ich selber meine Texte inszeniere. Ich muss mich total von der Dramatikerin verabschieden, weil ich nicht mit so einer allwissenden Attitüde reingehen und den Leuten sagen will: Ihr müsst es jetzt genauso machen, wie ich das in meinem Kopf habe. Sonst ist das ein toter Prozess. Es ist ein bisschen schizophran, aber ich mache den Schnitt, damit ich mit den Schauspielern in den Prozess komme. Sonst wäre es für mich langweilig. Denn Schreiben ist ganz anders als inszenieren. Ein einsamer Zustand und Weg, den man alleine gehen muss. Theater, wie du weißt, ist Teamwork, und das ist ja das Schöne. Es gibt Momente, in denen ein Schauspieler etwas anbietet oder der Text plötzlich eine ganz andere Richtung bekommt oder anders interpretiert wird, wie ich es mir überhaupt nicht vorgestellt hatte. Und dann bin ich ganz begeistert, dass das auch noch drinsteckt. Das verstehe ich unter einem lebendigen Prozess. Aber klar, es gibt schon auch manchmal so Momente, in denen man denkt: Mhhh, weiß ich jetzt nicht, aber naja.

Katharina Uhland:

Du hast gesagt, der Text „Die Barbaren“ sei sehr speziell. Es hätte auch schon Gegenwind oder ambivalente Stimmen gegeben, oder Ängste, ihn zu machen. Was kam dir da „entgegen“?

Nino Haratischwili:

Sagen wir mal so: Dieser Text ist politisch nicht ganz korrekt. Ich glaube schon, dass man immer mal schlucken muss, aber das ist beabsichtigt. Es ist ja auch ein nicht sehr korrektes Thema, ein sehr ambivalentes Thema: Rassismus unter Ausländern oder unter Emigranten. Es wurde mir im Zuge der sogenannten Flüchtlingskrise 2014/15 zum ersten Mal bewusst, und ich bin erschrocken. Inspiriert wurde ich durch eine reale Figur im Zug. Ich war auf Lese-Tour durch Bayern und da setzte sich eine Frau aus dem asiatischen Raum, ich weiß nicht genau



aus welchem Land, zu mir, die sich über die Flüchtlinge aufregte. Es kam heraus, dass sie als Kassiererin arbeitete. In dem Dorf, in dem sie lebte, wäre ein Flüchtlingsheim errichtet worden und die Flüchtlinge würden alles umsonst, also geschenkt, bekommen. Darüber hat sie sich empört. Alle deutschen Anwesenden waren extrem pikiert, aber keiner hat sich getraut etwas zu sagen. Alle haben die Augen verdreht, aber da sie selber Ausländerin war, entstand eine super schwierige und komplexe Situation, die aber diese ganzen Konflikte deutlich machte. Zuerst habe ich mich auch empört und dann habe ich ihr zugehört. Irgendwann kippte meine Empörung in eine Art Mitleid, denn was sie sagte, hatte etwas von einem Kind, welches um die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern buhlt. In dem Fall Vater oder Mutter Deutschland. Sie sagte ganz oft, es war wie ein Refrain, „ICH habe nicht Hohes C bekommen und ICH habe nicht Woldecken bekommen und ICH habe nicht das und das bekommen“. Es war irgendwie tragisch und komisch zugleich

und hat mich nicht mehr losgelassen und daraus ist dann dieser Monolog entstanden. Es ist beabsichtigt, dass er böse ist, es sind auch böse Gedanken, die diese Frau ausspricht. Leider Gottes ist das ein Problem, mit dem ich konfrontiert worden bin – schon öfter.

Katharina Uhland:

Stichwort „Kulturelle Aneignung“. Wenn Du die Barbaren inszenieren würdest, würdest Du Marusja mit Akzent sprechen lassen? Würdest du sie verletzlich machen? Was wäre Deine Regieanweisung?

Nino Haratischwili:

Ich würde das mit Akzent machen, weil es so geschrieben ist. Es ist ja teilweise eine erfundene Sprache. Sie hat die Worte falsch gelernt und spricht sie falsch. Da kommt übrigens oft etwas ganz Tolles heraus. Ich erzähle ein Beispiel immer wieder, weil ich es liebe. Ich habe eine Bekannte, sie kommt aus Polen und sie war beim Arzt. Da er nicht genau wusste, was sie hat, wurde sie von Arzt zu Arzt geschickt und ihr wurden ständig Medikamente verschrieben. Aber es half alles nichts und dann hat sie sich empört und gesagt: „Ich bin doch kein Probehase“. Ich habe sehr lange drüber nachgedacht, bis ich begriff, dass sie Versuchskaninchen meint. Ich habe versucht, so eine „Probehase-Sprache“ für Marusja zu finden und mir etwas auszudenken. Ich habe zum Beispiel einmal gesagt „ich will mich nicht zu weit aus dem Balkon lehnen“ und manchmal auch, wenn ich aus dem Georgischen übersetze, entstehen so komische Zwischenräume. Man versteht, was ich meine, aber es klingt irgendwie komisch, man zuckt kurz, überlegt, was gemeint ist – und das interessiert mich. Es sind einfach diese Zwischenräume, die relativ wenig genutzt werden. Explizit bei den „Barbaren“ handelt es sich ja um eine Frau, die aus dem slawischen Raum kommt, in Deutschland lebt, als Putzfrau arbeitet und super stolz ist, dass sie sich die Sprache mit diesen ganzen komplizierten Wörtern beigebracht hat, und natürlich auch teilweise fehlerhaft. Deshalb finde ich es in dem Fall mit Akzent richtig, weil es ein Monolog ist, der normalerweise in ihrem Kopf stattfindet. Würde Sie in ihrer Muttersprache sprechen, dann hätten wir das Problem nicht. Aber genau um dieses Problem oder um diese Problematik geht es ja. Dann darf man sich auch jetzt nicht scheuen, aus Angst vor Political Correctness oder eben Nicht-Correctness, es

unter den Teppich zu kehren, denn sie ist ja sehr stolz auf ihre Lexika und möchte uns allen mitteilen, wie sehr sie sich darum bemüht hat. Ich meine, sie sagt schreckliche Dinge und dazu muss man stehen, das muss man zeigen. Und ich glaube, dass es bei jeder Figur, ob es Marusja ist, ob sie eine sympathische oder sogar unsympathische Figur ist: Sie muss für mich als Zuschauer oder für mich als Leserin greifbar werden, sie muss nachvollziehbar werden. Das ist immer die Aufgabe, die ich mir selber beim Schreiben stelle. Dass ich nicht werte, egal, wie schlimm ich die Figuren finde. Ich musste sogar Zugang zu Lawrenti Beria finden, ein Massenmörder, eine real existierende Figur. Ich muss ihn ja als Figur beschreiben. Ich habe lange überlegt, wie ich das mache, nicht zu werten, denn ab diesem Moment verurteile ich das als Mensch, finde schrecklich, was er tut, und möchte mich nicht damit befassen. Aber ich kann das nicht machen, wenn ich schreibe. Das gleiche gilt auch für die Bühne. Ich habe „Die Barbaren“ selber nie inszeniert. Würde ich es tun, wäre für mich wichtig, dass man einerseits zusammenzuckt und sich fremdschämt, und gleichzeitig aber – und so ging es mir damals im Zug auch – voller Mitgefühl ist für diese sehr traurige Biografie und einen gescheiterten Menschen.

Katharina Uhland:

Ich schreibe ja nur kleine Texte und einmal hat mir eine Freundin gesagt, das sei ihr zu direkt, weil sie natürlich wusste, woher das kommt. Hast du manchmal das Gefühl, du gibst zu viel von dir selber oder du verrätst zu viel von dir? Kannst dich nicht genug verstecken, wenn du schreibst?

Nino Haratischwili:

Nee, ich verpacke das schon ganz gut. Ich kann tatsächlich nicht so gut eins zu eins schreiben. Ich kann keine reale Situation, so literarisch wertvoll sie auch gewesen sein mag, die sich eignen würde, um zu Literatur zu werden, in einen Text fassen. Und es gab schon mehr als nur eine tolle Episode aus meinem privaten oder persönlichen Umfeld, die es wert war, dass man über sie schreibt. Aber ich scheitere, weil ich immer Abstand, beziehungsweise tatsächlich Distanz brauche. Schreiben beginnt für mich auch sehr stark über eine Form von Transformation. Ich muss die Dinge verändern und ich darf mich nicht durch die Realität eingeschränkt fühlen. Deswegen könnte ich auch nie gut doku-

mentarisch arbeiten, sei es über ein politisches Thema oder ein privates. Ich würde mich zu sehr der Realität verpflichtet fühlen und wäre dadurch in meiner Fantasie eingeschränkt. Für mich ist Fantasie in bestimmter Weise aber wichtiger als die Wirklichkeit. So könnte ich auch nicht mich selbst zu einer Figur verarbeiten, weil ich keinen Abstand zu mir bekommen würde. Trotzdem, und das ist unglaublich wichtig, muss alles, worüber ich schreibe, auf eine Art persönlich sein. Ich kann nicht über ein Thema schreiben, weil es gerade Konjunktur hat, gerade



„cool“ ist oder tagesaktuell. Es muss etwas mit mir zu tun haben. Natürlich muss man nicht selber vergewaltigt worden sein, um über eine Vergewaltigung zu schreiben. Aber ich muss eintauchen in den Moment, in dieses Gefühl der Demütigung, Ohnmacht, Hilflosigkeit, Wut. Das heißt, all diese Emotionen muss ich zulassen, die kenne ich natürlich – vielleicht nicht aus einer Eins-zu-eins-Situation – aber ich kenne sie, wie jeder von uns, aus anderen Situationen. Das setze ich dann zusammen. Ich vergleiche diesen Zustand gerne mit einem Sieb: Ich muss Dinge durch mich durchfließen lassen und ich muss zulassen, dass sie mich auch verletzen, dass es mir schlecht geht. Es gab Situationen, gerade bei der Recherche von „Das achte Leben“ zum Beispiel,

in denen ich Dinge recherchiert habe und darüber schrieb. Mir wurde physisch schlecht und ich musste raus auf die Straße. Aber diese Durchlässigkeit, dieses Gefühl der Offenheit, die muss ich schon aufbringen. In der Situation ist man natürlich extrem verletzbar und verletzlich, aber ich könnte nicht anders, ich muss da schon richtig eintauchen.

Katharina Uhland:
Danke.



Nino Haratischwili Dankesrede

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrte Ministerpräsidentin Dreyer, sehr geehrte Jury, sehr geehrte Frau Mohr, das Staatstheater, alle so liebenswerte Organisatoren dieses schönen Abends, liebe Maja, liebe Katharina und allen voran alle anwesenden Gäste, ihr, die heute so zahlreich gekommen seid: Ich möchte mich bei allen bedanken und meine große Freude über diese Ehre kundtun, die mir heute zuteil wird.

Als ich das erste Mal die Nachricht bekam, dass mir die Carl-Zuckmayer-Medaille verliehen werden soll, und allem voran die Begründung, ich würde sie für „die Verdienste um die deutsche Sprache“ erhalten, war ich selbst etwas sprachlos, denn die meisten von euch wissen, dass Deutsch nicht meine Muttersprache ist und ich in diese so präzise, für die Literatur derart dankbare Sprache, bloß eingewandert bin mitsamt meinen importierten Geschichten.

Vor etlichen Jahren – und welches Jahr das war und warum das eine so wichtige Rolle für mich spielt, dazu komme ich später – saß ich mit meinem Hund beim Tierarzt und fragte nach den Richtlinien, um diesen Hund über meine Semesterferien in mein Geburtsland Georgien mitnehmen und dann wieder zurückbringen zu dürfen. Nach langem Überlegen, in seine Unterlagen vertieft, teilte mir der Arzt mit, dass es schwierig sein würde, denn mein Hund, den ich aus einem deutschen Tierheim hatte, hätte einen EU-Pass, ich aber leider nicht. Ich hatte damals ausschließlich die georgische Staatsbürgerschaft und brauchte quasi für jeden Schritt und jeden Atemzug ein Visum. Der Tierarzt erzählte mir lang und breit von den Richtlinien der EU und den Quarantänezeiten, die es einzuhalten gälte. Ich begriff nur so viel, nämlich dass die Mitnahme meines Hundes eine Sache der Unmöglichkeit war und zwar, weil mein Pass weniger wert war als der meines Hundes. Am Ende stellte ich die Frage:

- Hat mein Hund so gesehen mehr Rechte als ich?
- Nun ja, so kann man das nicht sagen, aber ...

– Und wenn mein Hund mich heiraten würde, ginge es dann?
Daraufhin sagte er nichts mehr, ich befürchte, er verstand meinen Humor nicht.

Ich will damit sagen, dass im Unterschied zu all den Richtlinien, Vorurteilen, falschen Vorstellungen und Ängsten von uns Menschen die deutsche Sprache mit mir niemals dieselben Probleme hatte. Sie adoptierte mich ohne Wenn und Aber und gab mir, unabhängig von meinem Pass, meinem Status, meinem Einkommen und meinen vorhandenen oder nicht vorhandenen Versicherungen die Möglichkeit, vollkommen frei zu sein, also ich selbst. Diese Sprache gab mir überhaupt erst die Möglichkeit, eine Schriftstellerin zu werden. Trotzdem hätte ich jeden ausgelacht, der mir dies vor 20 Jahren erzählt hätte. Ich hätte es selbst niemals geglaubt, dass ich: A. Überhaupt die Frechheit besitzen würde, mich in die Welt der Bücher einzuschleusen, so sehr verehrte ich diese Welt, und B., dass ich es in einer fremden Sprache, in einem mir damals fremden Kulturraum, tun würde.

Und doch, und das ist das Wunderbarste am Leben: Dinge passieren, das Leben passiert und manchmal müssen wir ihm einfach nur folgen, auch wenn wir ganz andere Pläne mit ihm gehabt haben mögen.

Deswegen rührt mich diese Ehre so sehr. Deswegen spüre ich eine große Verantwortung, denn ich möchte diese Sprache nicht enttäuschen, so wie sie mich nie enttäuscht hat. Ich möchte ihr gerecht werden in ihrer ganzen Komplexität, die so viel ermöglicht und bietet. Und weil ich mich als Theatermensch Carl Zuckmayer mit seiner zweigeteilten Biografie, mit seiner Flucht, seiner Rückkehr, seinem deutschen und amerikanischen Pass, seinen nicht immer konformen Stücken, recht verbunden fühle.

Ich werde bis heute oft gefragt, warum ich auf Deutsch schreibe, und die meisten Gründe, die ich als Antwort anführe, scheinen die Menschen nicht wirklich zu befriedigen. Dass ich die Sprache von klein auf lernte, dass ich recht fließend Deutsch sprach, als ich nach Deutschland kam, dass ich bereits in Tbilissi auf meiner Schule eine deutsch-georgische Theater-AG leitete und wir auch Stücke auf Deutsch aufführten,

dass eine Fremdsprache eine ganz andere Experimentierfreude mit sich bringt, dass ich in diesem Land lebe und es sich für mich komisch anfühlen würde, in einer anderen Sprache zu schreiben – all das scheint nicht wirklich befriedigend zu sein. Und vielleicht reicht es auch nicht aus, um meine keineswegs bewusst und rational getroffene Entscheidung zu erklären. Vielleicht gibt es einen weiteren, mir selbst nicht ganz einleuchtenden Grund hierfür. Und vielleicht hat es damit zu tun, dass mir diese Sprache die nötige Distanz gegeben hat, um meine oftmals nicht so heiteren Geschichten zu erzählen. Ich weiß es nicht. Fakt ist, ich tue es, und ich tue es mit viel Liebe und mit viel Bewunderung, mit großer Neugier, denn ich lerne nie aus, ich lerne immer etwas Neues dazu und ich tue es mit großer Überzeugung. Denn von allen Orten, an denen ich mich heimisch fühle – und ja, es sind einige und niemals nur einer – ist die deutsche Sprache vielleicht der Ort, an dem ich am meisten zu Hause bin. So widersprüchlich das auch klingt.

Und doch würde die Sprache allein nichts ausrichten können, gäbe es keine Menschen, die ebenfalls bereit waren, mir die nötigen Chancen zu geben. Menschen, von denen einige heute hier sind und denen mein allergrößter Dank gilt. Allen voran meinem Verleger Joachim Unseld. Sein Glaube an die ungebrochene Kraft der Literatur und seine Bereitschaft, für sie alles zu geben und stets zu riskieren – das sind u. a. die Qualitäten, warum ich mich bei der FVA so derart heimisch fühle. Zwiad Kwaratchselia von meinem georgischen Verlag, der vor vielen Jahren als einziger georgischer Verleger in Georgien bereit war, ein verrücktes Buch namens „Juja“ zu verlegen. Ebenfalls danke ich meiner Lektorin Nadya Hartmann, die aus meinen Texten immer das Beste rausholt. Anne Michaelis, von der ich wünschte, sie könnte auch mein Privatleben derartig gut organisieren. Thomas Maagh, mein Lektor vom Verlag der Autoren und mein langjähriger *partner in crime*, der meine Stücke besser kennt als ich selbst. Meiner Agentur. Meinen Mitstreitern, meinem Theaterteam, meiner Ersatzfamilie, meinen Übersetzerinnen, die meine Worte in andere Welten, andere Länder hinaustragen und somit ein unendliches Netz spinnen, in dem wir alle, Menschen, die die Literatur lieben, mit unsichtbaren Fäden verbunden sind. Ganz besonders Maja Panjikidze, die meinen letzten Roman im wörtlichen und übertragenen Sinne nach Hause zurückgebracht hat.

Menschen, die mit und für mich Risiken eingingen. Denn ohne diese Menschen hätte ich so vieles nicht gemacht, nicht gewagt, nicht probiert. Denn jeder Künstler braucht einen Raum, um das zu erschaffen, woran er glaubt. Und diese Räume sind nicht selbstverständlich. Vor allem nicht in unserer Welt, die die Sicherheit so sehr liebt. Apropos Sicherheit: Nun komme ich zum Eigentlichen, worauf ich hinaus will. Zu denjenigen, denen aktuell meine größte, meine am lautesten pulsierende Dankbarkeit gilt.

Nachdem ich meinen Hund bei Freunden in Hamburg lassen musste, flog ich im August 2008 wie geplant nach Tbilissi. Ich verbrachte faule, hitzermattete Tage in verschiedenen Sommerhäusern im Tbilisser Umland. An jenem Abend übernachtete ich bei meiner Cousine, mit der ich aufgewachsen bin. Sie ist nur ein Jahr älter und hatte damals bereits zwei Kinder, einen Fünfjährigen und eine Einjährige. Der Fünfjährige weckte mich an jenem Morgen, kam in mein Bett gekrochen und sagte, während er mit einem kleinen Auto über meine Arme fuhr, dass ich aufwachen solle, wir hätten Krieg. Natürlich ignorierte ich seine Aufforderung und schob diese verwirrende Bemerkung auf seinen Spiel-eifer. Aber Stimmwirrwarr und ein übertrieben laut aufgedrehter Fernseher ließen mich stutzig werden. Ich setzte mich auf und sah das Kind irritiert an. Es schien von einer merkwürdigen Euphorie erfasst, und so erhob ich mich langsam und wankte schlaftrunken ins Wohnzimmer, wo ich die gesamte Familie vor dem Fernseher versammelt antraf.

Vom Bildschirm stürzten vollkommen wirre Bilder von irgendwelchen Panzern, Militärs und LKWs auf mich ein, die ich nicht einordnen konnte. Ich sah in die Gesichter jedes Einzelnen meiner Familie, doch allesamt ignorierten sie mich und verfolgten stattdessen wie verzaubert diese unlogischen Bilder.

– Was ist los?, fragte ich endlich und setzte mich auf die Sofalehne. Meine Cousine sah mich an und begann zu lachen. Ein hysterisches Lachen.

– Die Russen marschieren ein. Es ist Krieg, sagte sie und drückte ihre kleine Tochter an die Brust. Ich musste auch lachen. Es war ein unfreiwilliges Lachen. Dieser Gedanke schien zu absurd, er wollte sich mir einfach nicht erschließen, und selbst wenn ich ihn hätte irgendwie be-

greifen können, welche Reaktion wäre bitte angemessen angesichts der Nachricht, dass man sich im Krieg befindet? Von heute auf morgen. Vollkommen unangekündigt. Am Tag der Eröffnung der Olympischen Sommerspiele in Peking. An dem alle Urlaub machen, sich der Sonne hingeben, an dem irgendein neuer Krieg das Letzte ist, von dem man etwas wissen will. Wir doch genauso, dachte ich mir. Wäre es jetzt woanders passiert und nicht hier, wären wir bloß Zuschauer eines fremden Leides vor dieser idiotischen Glotze, hätten wir doch auch unsere Augen abgewendet, etwas betroffen die Köpfe geschüttelt, etwas Empathisches gemurmelt, und dann wären wir ebenso wieder zu unserem Alltag zurückgekehrt. Nur ging das auf einmal nicht mehr. Diese Nachrichten und alles, was wir da zu hören bekamen, drehten sich um uns. Wir waren plötzlich diese fremden Statistiken und diese Zahlen.

Bilder schossen mir durch den Kopf, wie in einem makabren Kaleidoskop wechselten sich all die Szenen irgendwelcher Kriegsszenarien mit den Fernsehaufnahmen ab: aus Afghanistan, aus dem Irak, aus dem Jugoslawienkrieg und auch unsere eigenen, ureigenen aus den 1990er



Jahren waren plötzlich wieder präsent. Damals war ich bloß ein Kind gewesen, als es im Zuge der Unabhängigkeitsbestrebungen Georgiens, im Post-Perestroika-Chaos und dem ewigen, elenden Ablösungsprozess von der Sowjetunion und somit vom Kreml zu den Kriegen in Abchasien und Ossetien kam. Damals begriff ich nicht, was es hieß, dass sich ganze Hotels in Tbilissi mit Flüchtlingen aus dem eigenen Land füllten, was es hieß, dass einige Freunde meiner Eltern nach Abchasien fuhren und nicht wiederkamen oder was es hieß, dass die, die wiederkamen, glasige Augen hatten und später nicht selten an einer Überdosis starben. Ich begriff damals nicht, was diese fünf Buchstaben bedeuteten: Krieg.

Ich sah nur die Folgen, mit denen wuchs ich auf. 1989, als ich eingeschult wurde, wurde unser Schuldirektor drei Monate nach Schulbeginn auf offener Straße mit einem Messer niedergestochen. Er hatte zufällig keine Zigaretten dabei, nach denen er gefragt worden war. Auch ans Fenster durfte man an Silvester niemals treten, weil der eine oder andere Querschläger in unserer Nachbarschaft für Verletzungen gesorgt hatte. Dunkel und kalt war es sowieso, Strom und Heizung waren ein rares Gut. Eine nützliche Erfahrung, wie ich heute feststelle, und ich kann an dieser Stelle tröstend sagen: Man kommt ohne russisches Gas durchaus aus, wir haben schließlich auch überlebt! Dass meine Kindheit eine ziemlich unnormale, für die meisten Menschen sogar eine schrecklich anmutende war, begriff ich so recht erst in Deutschland. Ich begriff erst hier, dass ich aus einer Welt komme, die sich selbst in den Untergang getrieben, sich selbst zerfleischt hat und die in einen Gewaltreigen mitgerissen wurde.

Und dann, Jahre später und längst meiner Kindheit entwachsen, gar in einem anderen Land lebend, kam mir vor diesem unheilverkündenden Fernseher genau dieser Gedanke: Die Geschichte wiederholt sich, die Vergangenheit hat erneut ihre Krallen ausgefahren und nach der Gegenwart gegriffen, und die Gegenwart ist einmal mehr zu schwach, zu fragil, um ihr Widerstand zu leisten.

An jenem Morgen im August sah man die Bilder von russischen Panzern, die durch einen endlosen Tunnel fuhren. Es folgte die Mobilmachung der lächerlich wenigen georgischen Streitkräfte. Dazwischen die

bunten, glitzernden Bilder von der Olympia-Eröffnung. Panik. Tage wie im Wahn. Russische Bomber am Himmel. Überall. 24 Stunden am Tag, der Himmel niemals frei, niemals still. Hamsterkäufe. Evakuierungsversuche aus den Grenzdörfern. Flüchtlingsströme, noch mehr aus dem eigenen Land vertriebene Menschen. Alles genauso wie damals. Der einzige Unterschied: Ich war kein Kind mehr. Zu meinem großen Unglück verstand ich mehr, als mir lieb war. Voneinander getrennte Eltern und Kinder, weil die Landesmitte unpassierbar geworden war. Weil dazwischen die Russen waren. Weil dazwischen Gori, Stalins Geburtsstadt, zerbombt wurde, alles, bis auf das Stalinmuseum. Die ersten Leichen. Die Schließung des Flughafens. Die E-Mails meiner bestürzten Freunde aus Deutschland. Meine Versuche, die Lage für sie und für ein paar deutsche Zeitungen zusammenzufassen. Die Unmöglichkeit dessen. Meine absolute Überforderung. Und dann die erste Bombe auf Tbilissi im Morgengrauen, deren Einschlag der größte Schreck meines Lebens war. In der Zeit, die ich brauchte, alle abzutelefonieren und herauszufinden, dass man einen Militärstützpunkt und keine Wohnhäuser bombardiert hatte, glaubte ich, einen Herzinfarkt zu erleiden.

Und heute, 13 Jahre später, geht das alles anderorts weiter. Während bei uns Regen oder Schnee fällt, fallen woanders Bomben. Und dieses „woanders“ ist kein anonymes Ort im Fernsehen, es ist ein Land, so konkret und so real wie Deutschland oder Georgien oder jedes andere Land auf diesem Planeten. In diesem Land leben Menschen wie wir. Auch sie leben und träumen, auch sie fühlen und suchen, auch sie sind gebrandmarkt von Abschieden und von Begegnungen. Von Überschneidungen und Zufällen. Auch sie küssen und vergießen Tränen. Auch sie lieben das Meer oder die beruhigende Wirkung von knisterndem Holz im Kamin. Auch sie sind geprägt von ihren Talenten und ihrem Scheitern.

Und diese Menschen kämpfen gerade um ihr Überleben. Und um weit mehr, als nur das. Sie kämpfen für die Freiheit und für all die Werte, die uns hier, da bin ich mir ziemlich sicher, alle im Wesentlichen vereinen. Und ja, vielleicht ist jetzt genau der richtige Zeitpunkt, uns auf das zu besinnen, was uns eint. Nicht auf das, was uns trennt. Denn Sicherheit ist eine Illusion. Das habe ich damals vor 13 Jahren bitterlich begriffen. Alles kann sich von einem Augenblick auf den anderen än-

dern und keine Versicherung, keine Richtlinie, keine Kalkulation kann einen davor schützen.

Diese Lektion werde ich nie mehr vergessen. Deswegen danke ich weiterhin allen Menschen, die etwas riskieren, ob in der Kunst, im Leben oder im Krieg. Wir alle haben unterschiedliche Kämpfe auszutragen – mit unterschiedlichen Einsätzen. Gerade ist es an den Ukrainerinnen und Ukrainern, ihr Leben zu riskieren, und wir können einfach nur froh und dankbar sein, dass wir das Glück haben, hier zu sein. Nur ein Urlaub trennt uns manchmal vom Krieg, vom Grauen, von dem Einbruch jeder zivilisatorischen Decke, die für manche Menschen nur ein Überwurf ist, den man nach Belieben einfach zur Seite schieben kann. Zum Beispiel für den russischen Präsidenten und seine blutrünstige Gefolgschaft, die seit 23 Jahren nicht satt wird: an Geld, an Macht, an Blut, an weiteren Territorien, die es zu zerstören und einzuverleiben gilt.

Vor zwei Tagen schlug eine weitere russische Rakete in ein Wohnhaus in Dnipro ein und tötete 45 Menschen. Einfach so. Von einem Augenblick auf den anderen. Dieses Grauen geht weiter und weiter und weiter, und dieses mutige Volk hält stand, und wie kann ich heute Abend nicht dankbar sein – diesen Menschen, die seit über einem Jahr diesem Horror standhalten, die die Hoffnung nicht verlieren und die uns daran erinnern, dass wir nie mehr zurückwollen: in die Tyrannei und in die Diktatur.

Und so danke ich jedem einzelnen Menschen in der Ukraine und andernorts, der gegen die Rückkehr in die Vergangenheit kämpft, aus der wir scheinbar so wenig lernen.

Und bitte lasst uns diese Menschen nicht vergessen, lasst auch uns kämpfen, mit den Mitteln, die wir haben, lasst uns diesen Krieg nicht zu einem Hintergrundrauschen werden lassen. Denn diese Menschen brauchen unsere Hilfe. Und als kleiner Tipp an manche Kulturschaffende hierzulande: Es lässt sich leicht sinnieren über Frieden und Pazifismus, wenn man in einer schönen Altbauwohnung mit einem noblen Rotweinglas in der Hand sitzt. Aber wenn Bomben zu fallen beginnen,

und das sage ich aus eigener Erfahrung, kommen leicht, sagen wir mal, archaischere Gefühle zum Vorschein, die sich schlecht mit philosophischen Diskussionen über die Sinnlosigkeit von Gewalt und den Nutzen von Milchpulver vereinbaren lassen.

Übrigens: Als ich 2008 wieder nach Deutschland zurückkam und meinen Hund wohlauf vorfand, da sagte ich zu ihm:

– Ach weißt du was, es war eh das Beste für dich, dass du hierbleiben musstest. So bist du jetzt nicht auch noch traumatisiert und ich muss mit dir nicht zu einem Tiertherapeuten, das wäre mir jetzt echt zu viel, weißt du?!

Er sah mich freudig an und wedelte mit dem Schwanz.

– Ach was, Therapie. Pflanz dich hin und schreib darüber, auch wenn du keine Worte dafür hast, schienen mir seine Augen zu sagen.

Ich habe auf ihn gehört. Denn die Worte sind die einzigen Krücken, die ich habe, auf die ich mich stützen und das Gehen immer wieder neu lernen kann.

Vielen Dank!

Nino Haratischwili Biografie

Nino Haratischwili (*1983), geboren und aufgewachsen in Tiflis, Georgien, ist eine vielfach preisgekrönte Schriftstellerin, Dramatikerin und Theaterregisseurin. Wegen des Bürgerkriegs in Georgien lebte sie von 1995 bis 1997 in Deutschland, ging mit 14 Jahren aber wieder zurück nach Tiflis. Sie selbst bezeichnet sich als Grenzgängerin zwischen Kulturen, die sie als sehr gegensätzlich empfindet.

Bereits im Alter von 15 Jahren leitete sie bis 2003 die freie, deutsch-georgische Theatergruppe „Fliedertheater“ und hatte mit dieser mehrere Auftritte an verschiedenen georgischen Theatern sowie Gastspiele in Deutschland. Von 2000 bis 2003 studierte sie Filmregie an der Staatlichen Schule für Film und Theater in Tiflis. Sie verließ nach dem Abschluss des Studiums Georgien und das „Fliedertheater“ und zog nach Hamburg, wo sie von 2003 bis 2007 Regie an der Theaterakademie studierte.

Seitdem inszenierte sie viele Uraufführungen, unter anderem an bekannten Hamburger Theatern wie „Kampnagel“ und dem „Thalia Theater“. Nebenher schreibt sie weiterhin eigene Stücke. Ihr erster Roman „Juja“ erschien 2010. Der 2014 erschienene Roman „Das achte Leben (Für Brilka)“ wurde in 25 Sprachen übersetzt. Nino Haratischwili schreibt sowohl Theaterstücke als auch Prosa. Die Autorin lebt in Hamburg.

Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz

Die Ehrung wurde 1978 aus Anlass des Todestages des aus Nackenheim bei Mainz stammenden Schriftstellers Carl Zuckmayer gestiftet.

Die Auszeichnung würdigt besondere Verdienste um die deutsche Sprache und Verdienste um das künstlerische Wort. Medaille und Urkunde werden in der Regel jährlich von der Ministerpräsidentin des Landes Rheinland-Pfalz vergeben. Der Vergabe liegt die Empfehlung einer Kommission an die Ministerpräsidentin zugrunde, die die Entscheidung trifft. Die Kommission setzt sich zusammen aus der Kultusministerin oder dem Kultusminister bzw. ihrer oder seinem Beauftragten als Vorsitzende oder Vorsitzender, je einem planmäßigen Professor oder einer Professorin für Literaturgeschichte der Universitäten Mainz und Trier, einem Vertreter oder einer Vertreterin der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft, einem Vertreter oder einer Vertreterin der Schriftsteller von Rheinland-Pfalz, dem Preisträger oder der Preisträgerin des Vorjahres und bis zu fünf weiteren Persönlichkeiten, die die Ministerpräsidentin nach freiem Ermessen berufen kann.



Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger:

Günther Fleckenstein (1979)
Werner Hinz (1980)
Georg Hensel (1982)
Friedrich Dürrenmatt (1984)
Ludwig Harig (1985)
Dolf Sternberger (1986)
Tankred Dorst (1987)
Günter Strack (1988)
Hanns Dieter Hüsch (1989)
Martin Walser, Adolf Muschg, André Weckmann (1990)
Albrecht Schöne (1991)
Hilde Domin (1992)
Hans Sahl (1993)
Fred Oberhauser (1994)
Grete Weil (1995)
Mario Adorf (1996)
Katharina Thalbach (1997)
Harald Weinrich (1998)
Eva-Maria Hagen (1999)
Peter Rühmkorf (2000)
Mirjam Pressler (2001)
Herta Müller (2002)
Monika Maron, Wolf von Lojewski (2003)
Edgar Reitz (2004)
Thomas Brussig (2005)
Armin Mueller-Stahl (2006)
Udo Lindenberg (2007)
Bodo Kirchhoff (2008)
Volker Schlöndorff (2009)
Emine Sevgi Özdamar (2010)
Hans Werner Kitz (2011)
Uwe Timm (2012)

Doris Dörrie (2013)
Dieter Kühn (2014)
Bruno Ganz (2015)
Sven Regener (2016)
Joachim Meyerhoff (2017)
Yoko Tawada (2018)
Robert Menasse (2019)
Maren Kroymann (2020)
Nora Gomringer (2021)
Rafik Schami (2022)

Jury zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille 2023:

Katharina Binz, Ministerin für Familie, Frauen, Kultur
und Integration (Vorsitzende)
Prof. Dr. Lothar Bluhm
Prof. Dr. Dagmar von Hoff
Prof. Dr. Andrea Geier
Petra Plättner
Günter Beck
Monika Böss
Nora Gomringer
Melanie Mohr
Dr. Joachim Unseld
Silke Müller
Petra Gerster
Denis Scheck
Markus Müller
Susanne Schmaltz

Herausgeberin: Die Ministerpräsidentin des Landes Rheinland-Pfalz
Koordination: Andrea Becker, Laura Demare
Die Carl-Zuckmayer-Medaille wurde von Otto Kallenbach entworfen
(Repro Carl Nikolaus, Mainz).

2023

Alle Rechte vorbehalten
Staatskanzlei Rheinland-Pfalz und bei den Autoren

Fotos
Staatskanzlei Rheinland-Pfalz / Alexander Sell

Titelfoto
G2 Baraniak

Gesamtherstellung
TEAM 3 Mediengestaltung GmbH, Mainz-Hechtsheim